

Einar Már Gudmundsson • Isländische Könige

Einar Már Gudmundsson

Isländische Könige

Roman

*Aus dem Isländischen von
Betty Wahl*

btb

Die isländische Originalausgabe erschien 2012 unter dem Titel
»Íslenskir kóngar« bei Mál og menning, Reykjavík.

Die Gedichte auf den Seiten 94 und 112
wurden von Richard Kölbl übersetzt.

Der Verlag weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text
enthaltene externe Links vom Verlag nur bis zum Zeitpunkt
der Buchveröffentlichung eingesehen werden konnten.
Auf spätere Veränderungen hat der Verlag keinerlei Einfluss.
Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage

Copyright © 2012 by Einar Már Guðmundsson

Published by agreement with Forlagid, www.forlagid.is

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2016 by btb Verlag

in der Verlagsgruppe Random House GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Umschlaggestaltung: semper smile, München

nach einem Entwurf von: Alexandra Buhl, Forlagid

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-75702-2

www.btb-verlag.de

www.facebook.com/btbverlag

Besuchen Sie auch unseren Literaturblog

www.transatlantik.dewww.btb-verlag.de

Ich sah Kühe fliegen
und die Allmacht tanzen
auf einer kleinen Straße
in einem Dorf, das es nie gab.

I

I

1

Als Arnfinnur Knudsen zum ersten Mal bei uns in der Holtaskóli erschien, war er um die Vierzig, dunkelhaarig, groß und stämmig. Seine Zähne blitzten weiß, wenn er grinste oder lachte. So haben wir, die Schüler der Holtaskóli in Reykjavík, ihn bis heute in Erinnerung. Als Arnfinnur Knudsen dort zum ersten Mal auftauchte, hingen wir über den Trepengeländern und beobachteten, wie er die Stufen hinaufkam, lachend und in bester Laune. Wir klatschten und sangen *Make me smile* von der Band Chicago, die damals ziemlich angesagt war, ungefähr so wie Blood, Sweat and Tears mit ihrem Song *Spinning Wheel*.

Arnfinnur Knudsen lachte und winkte uns zu, als wäre er der Präsident der Vereinigten Staaten, der damals Richard Nixon hieß, und den Arnfinnur Knudsen ebenso glühend verehrte wie eigentlich alle amerikanischen Präsidenten. Arnfinnur Knudsen trug einen Nadelstreifenanzug und weiße Schuhe, sein Haar war kohlrabenschwarz und starrte vor Brillantine.

Ich erinnere mich noch gut an diesen Tag, an dem er zum ersten Mal in der Holtaskóli auftauchte: Wir sahen einen wuchtigen amerikanischen Straßenkreuzer, der sich der Schule näherte, aber nicht den Lehrerparkplatz ansteuerte, sondern direkt auf den Schulhof rollte. Dort hielt er an, der schicke Cadillac, mitten auf dem asphaltierten Spielfeld vor der Schule, auf dem gerade ein Handballspiel im Gange gewesen war. Die Spieler auf dem Feld flatterten auseinander wie ein Schwarm Vögel, und zurück blieb der Cadillac, blaugrün, mit silbrigen Zierleisten und jeder Menge Pferdestärken unter dem Kühler.

Dann stieg Arnfinnur Knudsen aus dem Auto, und außer dem Nadelstreifenanzug und den weißen Schuhen trug er Hut und Sonnenbrille. Er nahm einen großen Gitarrenkoffer aus dem Kofferraum, von dem wir annahmen, dass darin ein Revolver oder irgendeine andere Waffe versteckt war, denn dieser Typ sah aus wie ein Mafiaboss aus einem Hollywoodfilm. Wir glaubten, dass wir es hier mit einem richtig fiesen Kerl zu tun hatten, vielleicht sogar einem Kommunisten, der plante, Schulrektor Eyvindur Jónsson umzubringen, und da wollten wir unbedingt dabei sein. Aber stattdessen war er ganz einfach der neue Lehrer, Arnfinnur Knudsen.

Ich führe Arnfinnur Knudsen gleich am Anfang in diese Geschichte ein, denn er ist der König, oder sagen wir, er ist *der* König, der mir die Idee zu dieser Geschichte hier lieferte und der später zu mir sagte: »Du wirst dich noch an mich erinnern, wenn du das hier alles aufschreibst.« Dabei sah er mich an, als wüsste ich genau, was er damit meinte, und im Grunde wusste ich das ja auch. Das war auf der Schuljubiläumsfeier, über dreißig Jahre nachdem er zum ersten Mal die Eingangstreppe unserer Schule hinaufgestiegen war, während wir rechts und links über dem Geländer hingen, klatschten und den Chicago-Song sangen.

Dann fing er an aufzuzählen, was ich unbedingt erwähnen müsse und was ich dagegen ruhig weglassen könne, und fügte dann hinzu: »Bloß nicht sentimental werden. Und vergiss nicht: Das Leben ist größer als unsere Ansichten.« Das sagte er nicht ohne Grund, denn wenn es etwas gab, was wir, Arnfinnur Knudsen und wir von der Holtaskóli, nun wirklich nicht teilten, dann waren das unsere Ansichten. Ich nickte einfach, und wer weiß, vielleicht löse ich dieses alte Versprechen genau in diesem Moment ein, indem ich hier sitze und alles aufschreibe, denn einen König vom Kaliber Arnfinnur Knudsen, diesen großen Meister, lässt man nicht einfach hängen, und ich werde nie vergessen, auf welcher Seite er stand, wenn es mal hart auf hart kam.

Ich beginne jetzt einfach mal bei den Königen, und beim Glauben der Isländer, dass wir alle von Königen abstammen. Diese Auffassung ist nichts Neues, und sie hat sich auch nicht geändert, als wir plötzlich aufhörten, die offiziellen Untertanen von Königen zu sein, von Königen, die größtenteils Dänen waren und unten in Kopenhagen wohnten.

Als diese dann nicht mehr unsere Könige waren, traten die Knudsens auf den Plan, und mit ihnen jede Menge neuer Könige, Kleinkönige und etwas größerer Könige. Während die dänischen alle entweder Frederik oder Christian hießen und außerdem durchnummeriert waren: der Erste, der Zweite, der Dritte und so weiter und so fort, haben unsere isländischen Könige nie gelernt, sich nach Nummern zu ordnen.

Wir in Island konnten nicht einmal Junioren und Senioren richtig auseinanderhalten, und mit Familiennamen hatten wir schon immer unsere Schwierigkeiten. Außerdem finden die meisten von uns Uniformen lächerlich. Meine Großmutter zum Beispiel hielt die britischen Soldaten, die im Zweiten Weltkrieg unser Land besetzten, für Pfadfinder, die sich bloß einen Spaß erlaubten. Viele hier sind der Meinung, dass Leuten, die man in eine Uniform steckt, der Humor verloren geht.

In seiner Erzählung *Die Niederlage der italienischen Luftflotte 1933 in Reykjavik* behauptet der große Halldór Laxness, es sei »der Heilsarmee, die als Erste Trompeten und andere Musikinstrumente aus Blech ins Land brachte«, zu verdanken, dass dieses Inselvolk erstmals Bekanntschaft mit Uniformen machte, und »schon nach kurzer Zeit wurde diese Art von Bekleidung für die Polizisten übernommen«.

Später, fügt Laxness hinzu, steckte man die Postbeamten in die Uniform der kubanischen Revolutionäre, und »als schließ-

lich ausgebildete Hoteldirektoren ins Land kamen, wurde in Island das Amt des Pikkolos geschaffen, und es gehörte eine schöne und prächtige Uniform zu diesem italienischen Titel ...«.

Genau davon handelt *Die Niederlage der italienischen Luftflotte 1933 in Reykjavík*: vom Humor, oder besser gesagt vom Fehlen desselben. Die Geschichte erzählt von italienischen Faschisten, die nach Island kommen und jeden Humor vermissen lassen, als man ihren Uniformen keinerlei Respekt entgegenbringt.

Nun behaupten manche hier, dass unserer Gesellschaft der Humor abhandengekommen sei, dass man jeglichen Sinn dafür verloren habe, weil heute nur noch Geldgier und Großspurigkeit zählen.

Das ist sehr gut möglich.

Leute, die früher an Elfen und Geister geglaubt haben, glauben heute an Konjunkturprognosen und Inflationsbarometer. Heute kann man in Island die Fische im Meer verpfänden und einen Kredit dafür bekommen. So wird unsere Wirtschaft zu einer mystischen Welt, in der Zauber und Hexerei am Werk sind, vielleicht sogar magischer Realismus.

Doch wo der Humor nach und nach verschwindet, wird die Welt immer lächerlicher.

Wenden wir uns nun nach Tangavík, der Heimat der Knudsen-Dynastie, eines typisch isländischen Königsgeschlechts der besten Sorte, oder auch der schlechtesten, das kommt ganz darauf an, wie man es sieht. Tangavík, gerne »die Königin Südislands« genannt, ist ein stattliches Fischerdorf, das von manchen auch als Fischereistadt bezeichnet und mit den großen Hafenstädten im Ausland verglichen wird.

Die Einheimischen behaupten, Tangavík hätte das Zeug zur Landeshauptstadt gehabt, wären die Reykjavíker nicht so dreist gewesen, sich diesen Titel unter den Nagel zu reißen. In Reykjavík hingegen war man selbst schon immer der Meinung gewesen, dass man einfach am besten geeignet sei und dort die besten Voraussetzungen herrschten, um als Hauptstadt infrage zu kommen. In Wahrheit aber war es Tangavík, wo sich die Nachrichten aus der weiten Welt oft zuerst bemerkbar machten: Umbrüche und Revolutionen, Neuheiten aus Kunst und Kultur, Innovationen aus Seefahrt und Fischverarbeitung. Ja, bevor die Brandung irgendwo sonst auf die isländische Küste trifft, donnert sie an die Felsen vor Tangavík.

Tangavík liegt am Meer, es ruht in seinen Armen. Das Meer hier kann alles sein, aufgewühlt, grimmig und grau, aber es kann auch still glitzern und funkeln, leuchtend und wunderschön. Es kann geben und nehmen. Im Meer spiegelt sich das

Farbenspiel des Himmels, und die Allmacht zeigt ihr wahres Gesicht.

Wenn der Abend rötlich dämmt, sieht es aus, als ob der Himmel im Westen in Flammen steht. Draußen am Horizont glüht dann ein Feuermeer. So ist es im Sommer und im Frühjahr, aber in der Herbststille und im Mittwinter züngelt das Nordlicht über den Himmel wie schwimmende Schlangen, und nirgends sind sie schöner als hier.

Das alles wird auch von den Reiseführern bestätigt, und in den Versen der Dichter schweben die Nordlichter durch eine wahre Zauberwelt. Tangavík, das Dorf oder Städtchen, duckt sich im Schutz mächtiger Felsen und Klippen, aber das Wetter kann hier trotzdem gewaltig zuschlagen, denn nach Osten hin liegt alles offen und ungeschützt. Und dass manchmal sogar Menschen ins Meer geweht werden, Gegenstände oder ganze Häuser, ist nicht gelogen. Davon sind zahlreiche Geschichten überliefert, nicht alle davon sind lustig, aber spannend sind sie schon.

Das Meer ist der Atlantik. Wo die Felsenküste endet, schließen sich sandige Küstenstreifen an, die Gräser, die dort aus dem Sand herauswachsen, erinnern einen immer an Kornfelder, vielleicht sogar an solche wie in Asien. Hier wimmelt es von Insekten. Derartige Landschaften findet man auch auf den Hochebenen Jütlands, dort, wohin man früher einmal, nach einem besonders harten Winter, die gesamte isländische Bevölkerung umzusiedeln gedachte. Hinter Tangavík erstreckt sich ausgedehntes Flachland. Dort ist es sumpfig und feucht, und manche sagen, dass diese Gegend deshalb so fruchtbar ist.

Und danach kommt die Lava mit ihren Bodenspalten und Moospolstern, von denen sich unsere Maler inspirieren ließen,

sowohl Jóhannes Kjarval als auch Júlía auf Klöpp, von der ich später noch erzählen werde. Die Lavafelder jedenfalls liegen im Westen von Tangavík, und dahinter schließen sich kleinere Wohngebiete an, die erst vor kurzem nach Tangavík eingemeindet wurden. Dort in der Ebene gibt es viel gutes Weideland. Fruchtbare Ländereien, die meist *Vellirnir*, also »Die Felder«, genannt werden und von denen das Landgut *Vellir* seinen Namen hat. Die Felder liegen im Norden des Städtchens, und dort in der Ferne ragt auch der gewaltige Háfell in den Himmel, der Berg, der manchmal auch Ingólfsfjall heißt, nach Ingólfur Arnarson, dem ersten Besiedler Islands. Nach ihm – oder nach dem Berg – werden auch viele Kinder benannt, wie zum Beispiel Ingólfur, der Sohn von Júlía auf Klöpp und Jeggvan dem Färinger.

»Ich habe meinen Namen von einem Berg auf Island«, wie Prinz Ingolf von Dänemark gern verkündet. Prinz Ingolf hätte einmal König werden sollen, doch dann wurden ein paar Gesetze geändert, und so wurde nichts daraus. Ingolfs Vater hieß Knud. Knud war ebenfalls ein dänischer Prinz, und wenn es in Kopenhagen irgendwo gebrannt hatte, hatte man ihn des Öfteren beim Feuerwehreinsatz mitfahren lassen. Mit seinem Bruder, König Frederik, dem Vater Königin Margrethes, war er auch ein paar Mal in Island gewesen. Damals stand Island zwar gerade kurz davor, eine unabhängige Republik zu werden, aber nur gut hundert Jahre früher gab es hier noch so viele Royalisten, dass ein Dichter einmal behauptete, die Vulkanausbrüche fänden allein zu Ehren des Königs statt.

Die Knudsens wohnen seit mehr als zwei Jahrhunderten in Tangavík, obwohl manche Familienmitglieder weit übers ganze Land verstreut sind und einige von ihnen im Ausland leben. In Tangavík bauten sie Heringssiedereien auf, Lager-schuppen und Ladengeschäfte, saßen im Gemeinderat und in der Stadtverwaltung, besaßen Fischtrockenplätze, Fischmehl-fabriken, Motorboote, Trawler und Kühlhäuser, leiteten Blas-kapellen, Männerchöre und Frauenvereine. Der Knudsen-Clan erlebte Glanzzeiten und war bankrott, er ging unter und stand wieder auf, so wie man das von Königsfamilien eben kennt, er wurde begeistert gefeiert und tödlich verachtet.

Unter den Knudsens waren Denker und Anführer, Tauge-nichtse und Unruhestifter. Dorftrottel und Sonderlinge verirren sich in ihre Reihen, und manche von ihnen brachten es bis in den Stadtrat, wenn nicht ins Parlament. Die Knudsens wurden Minister, Botschafter und Kapitäne, sie waren Fischer, Lehrer, Piloten und Kellner, Verbrecher und Anwälte, manch-mal sogar alles in einer Person. Die Frauen des Knudsen-Clans waren Hausfrauen und Flugbegleiterinnen, produzierten Kunst und Keramik. Sie arbeiteten für gute Zwecke und für die Kultur, in Kühlanlagen und Fischfabriken, auf Trockenplätzen und an Fließbändern, in Verwaltungsbüros und Hotels, Ban-ken, Schulen und Restaurants.

Ein paar Berufsbezeichnungen lasse ich hier weg, andere dichte ich dazu, aber die Hauptsache ist, dass ihr versteht, dass die Knudsens in fast allen Berufen zuhause sind. Kein Wunder, dass auch ein paar Einfaltspinsel dazwischengeraten sind, und dass man solche in Island sogar sehr zu schätzen weiß, ist ja auch nichts Neues – denn wie sagte schon Ástvaldur, der Stammvater der Knudsens, Fischer und Kapitän aus Tangavík, als er in die Jahre gekommen war und kein Blatt mehr vor den Mund nahm: »Im Einfältigen ruht das Gehirn unseres Volkes.« Und einige fügten später hinzu, dass er auch dem Herzen der Nation am nächsten sei.

Ich erlaube mir, Ástvaldur Knudsen als Stammvater zu bezeichnen, obwohl der Stammbaum natürlich weiter zurückgeht, und wo eine Sippe ihren Ursprung hat und wo sie aufhört, könnte man endlos diskutieren. Zu seinen besten Zeiten, die im vorigen Jahrhundert liegen, dem zwanzigsten, besaß Ástvaldur Knudsen das prächtigste Wohnhaus in Tangavík, die meisten Motorboote, Trawler und Segelschiffe, eine Trockenanlage, eine Fischmehlfabrik, ein Kühlhaus, einen Blumenladen und den überwiegenden Anteil an einem Herrenfrisiersalon, den der Friseur Hemmi finanziell nie so richtig im Griff hatte. Ástvaldur Knudsens Frau Ingunn Knudsen betrieb eine Pension, fütterte dort alle möglichen Kostgänger durch und besaß mit Erdwärme beheizte Gewächshäuser, in denen tropisches Klima herrschte und exotische Pflanzen wuchsen.

Ich sage es am besten gleich: Auch Herrenfriseur Hemmi hatte einmal einen Kutter, einen heruntergekommenen Kahn, den man irgendwann aus dem Verkehr gezogen hatte. Als das Quotensystem eingeführt wurde, hatte Hemmi, der bis dahin ständig pleite gewesen war, die ihm zugeteilte Fangquote sofort

zu Geld gemacht und in zwei große Stück Land sowie unzählige Häuser in Tangavík und Umgebung investiert.

Später kam Hemmi dann zur Vernunft, er machte seinen Frisiersalon endgültig zu, angelte sich eine jüngere Frau, kaufte ihr einen riesengroßen Flügel, zog mit ihr auf eines seiner beiden Grundstücke, auf dem er außerdem Pferde hielt. Die Frau wartete, bis Hemmi das Zeitliche gesegnet hatte, und als es so weit war, da hatte sich der Gegenwert all der ungefangenen Fische schon bald in ihrer Tasche eingefunden.

Wenn man auf den Berg klettert, wo die Raben auf den Felsvorsprüngen krächzen, und von dort aus über das Land blickt, dann sieht man von oben Die Felder mit ihren glitzernden Seen und das kleine Tangavík, das dort unten im Tal liegt. Dahinter lassen sich die Westmänner-Inseln erkennen, von denen man den Kindern von Tangavík erzählte, sie lägen so dicht nebeneinander, dass man sich an Seilen von der einen zur anderen schwingen könne. Wenn sie Spiele wie »Himmel und Hölle« spielten, das sie »Inselhüpfen« nannten, zeichneten sie die Umrisse der Inseln in den Sand und hopsten dazwischen hin und her. Sie waren überzeugt, dass ein isländischer Tarzan, wenn es ihn denn gäbe, bestimmt auf den Westmänner-Inseln zuhause wäre.

Heute ist Tangavík ein ansehnliches Städtchen, doch früher gab es hier nichts als ein paar baufällige Häuser. Draußen donnerte das Meer; die weiß schäumende Gischt war kaum zu bändigen. Um die vorletzte Jahrhundertwende, am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts, wurde dieser Flecken Erde von einer so schweren Sturmflut erfasst, dass fast alle Häuser unter Wasser standen und sich die ganze Ebene in einen einzigen See verwandelte. Damals gab es nicht weit von Tangavík noch eine weitere kleine Ansiedlung namens Berjavík, die wurde von der Flut vollständig davongerissen und später nie wieder

aufgebaut. Als das Meer sich dann allmählich zurückgezogen hatte, lagen überall tote Pferde auf dem Strand. Damals kamen auch Friðrik Knudsen und seine Frau Kristín ums Leben, jener Friðrik, der den Namen Knudsen in die Familie gebracht hatte.

Lange danach komponierte Jakob Knudsen, ein Neffe und Freund Arnfinnurs, ein gewaltiges Orchesterwerk, die *Tangavík-Symphonie*, das von einem ausländischen Plattenverlag unter dem Titel *The Symphony of Tangavík* auf den Markt gebracht wurde. Man erzählt sich, Jakob Knudsen habe seine Symphonie drei Tage lang mit nur kleinen Unterbrechungen dem Belgier Jacques Ruebert vorgepfeifen, jenem genialen Musiker, der eine Zeitlang das Isländische Sinfonieorchester dirigierte. Jacques Ruebert, der auch mit einigen Avantgardeorchestern, sogenannten Improvisations-Bands, arbeitete, nannte Jakob Knudsen den Vertreter einer sterbenden Tradition, die sich nur noch ganz am Rande der bewohnten Welt, in Island zum Beispiel, erhalten habe.

Diese Theorie hat Jacques Ruebert später in einem Aufsatz für ein französisches Wissenschaftsjournal erörtert. Er war der Meinung, dass Künstler wie Jakob Knudsen im heutigen Belgien nicht mehr existieren konnten und dass sie auch im übrigen Europa beinahe verschwunden seien. Wie die meisten Europäer hätten die Belgier sich viel zu weit von ihren Ursprüngen entfernt und die Welt immer nur streng nach dem Gesetz der Wissenschaft erklärt, was dazu geführt habe, dass volkstümliche Künstler und Naturtalente inzwischen so gut wie ausgestorben seien. Jacques Ruebert hielt das ganze Stück auf Notenpapier fest, wobei das Pfeifen Jakob Knudsens mal den Sturm in Tangavík bis Windstärke zwölf, mal das Donnern der Wellen und das Kreischen der Vögel andeutete, aber

genauso das Auf und Ab der Konjunktur, die Todesfälle und die Tanzvergnügen.

Jakob Knudsen achtete besonders darauf, den Ostwind, und nicht zuletzt den aus Südosten, in Töne einzufangen: Man sollte hören können, wie ein Sturmtief das nächste jagte, die Wogen alles überschwemmten und die Landzunge in eine Insel verwandelten. Dann kamen die Sturmböen und versuchten, die Felsen und das Dorf unter Wasser zu setzen, bis die Felder in den Fluten versanken, und nach und nach das ganze Flachland. Und einmal wurde eine Kirche komplett und im Ganzen davongerissen, löste sich von ihrem Fundament und wirbelte lange durch die Luft, bis sie schließlich in einer anderen Siedlung wieder auf den Boden krachte, in dem Dorf, das man später mit Tangavík zusammenlegte. Schließlich ließ der Sturm in Jakobs Musik nach, die Sonne brach hervor, und die Vögel ließen sich auf den Felsvorsprüngen nieder; ein Meerstrandläufer trippelte über den Sandstrand, und eine Eiderente mit ihren Jungen, und die Möwen, die über ihnen kreisten, schrien lauter als jeder Opernsänger.

All das beschrieb Jakob Knudsen mit seinem Pfeifkonzert. Dabei blies er sich buchstäblich auf und wurde rot und blau im Gesicht, je nachdem, welche Töne er versuchte zu treffen. Jakob Knudsen piffte drei Tage lang. Am vierten Tag ruhte er sich aus. Er fühlte sich, als hätte er die halbe Welt erschaffen.

II

1

Arnfinnur Knudsen hatte eine sonderbare Erinnerung, etwas, das sich im Krankenhaus von Tangavík abgespielt hatte. Er sah die Szene noch genau vor sich, sie war ungemein lebendig, und doch konnte er nicht sagen, ob sie wirklich passiert war oder nicht. Er war zehn Jahre alt und saß neben seinem Bruder Kristján Knudsen auf diesem Krankenhausflur. Kristján war zehn Jahre älter als Arnfinnur, und er hatte Tuberkulose. Deshalb saßen sie auf dem Flur, in dem jedes Geräusch laut hallte und der so seltsam leer und einsam war und grünliche Wände hatte wie in einer Gefängniszelle in einem Albtraum.

Da hastet auf einmal ein Mann den Flur entlang. Er umklammert seinen rechten Arm, den er mit den Fetzen seines Hemdsärmels umwickelt hat, mit seiner linken Hand. Der Mann kommt direkt von draußen, aus der Werft oder vom Hafen. Seine hervortretenden Augen leuchten, so als könne er damit in eine andere Welt sehen, und auf seiner Stirn glänzen Schweißperlen.

Dieser Mann ist mindestens dreißig. Er ist älter als die bei-

den Knudsens, Arnfinnur und Kristján. Der stämmige Arm des Mannes ist, man sieht es genau, behaart und überall geschwollen.

Der Mann fragt nach Haraldur, dem Arzt, damit meint er Haraldur Pétursson, einen höchst angesehenen Mediziner. Haraldur hatte in Frankreich studiert, sprach fließend Französisch und war mit einer Knudsen – Aníta Knudsen – verheiratet. Auch in der französischen Literatur kannte sich der Arzt gut aus, worüber er gerne mit dem Tierarzt Adolf Hartmann Hertz fachsimpelte, einem Deutschen, der vor seinem Namensvetter Adolf Hitler aus seiner Heimat geflohen war. Adolf kannte sich in der deutschen Literatur besser aus als in der französischen, war aber auch mit Voltaire und Diderot, Balzac und Baudelaire gut vertraut. Manchmal gesellte sich Jósef der Polizeioberwachtmeister zu den beiden, und dann erörterten sie dies und das über ein paar Gläschen Cognac bei Haraldur zu Hause, wo alles so stilvoll und erlesen war, mit offenem Kamin und jeglichem Drum und Dran, denn schließlich gehörte man als Arzt in Tangavík zu den Besserverdienenden im Land. Wenn Polizeioberwachtmeister Jósef zu einer seiner Sauf Touren aufbrach, trank er sich erst einmal bei Haraldur in Fahrt und endete dann in irgendeiner Schnapskaschemme, wie zum Beispiel der von Tommi Jóns.

Doch solche Treffen waren nur gelegentliche Eskapaden, denn als der Mann mit dem Arm jetzt bei dem Arzt anklopft, ist Haraldur hinter der Tür mit einem Patienten beschäftigt. Der Arm blutet, und auf dem Boden bildet sich rasch eine Pfütze. Der Mann klopft noch einmal, aber Haraldur kommt nicht an die Tür, wahrscheinlich ist er in seine Behandlung vertieft und will sich dabei nicht stören lassen.

Die Blutlache auf dem Boden wird immer größer. Der Mann klopft wieder, diesmal mit dem Fuß. Seine Schuhe sind blutverschmiert. Die Brüder Arnfinnur und Kristján sitzen da wie gelähmt und können nichts tun. Dann fliegt die Tür auf, und der Arzt reißt sich den Mundschutz vom Gesicht.

»Was, zum Teufel, haben Sie denn angestellt?«, ruft er und greift nach dem Arm. Und der Arm fällt ab.

Arnfinnur Knudsen war sich nie sicher gewesen, ob das alles wirklich passiert war oder nicht. Vielleicht war er auch einfach ohnmächtig geworden und hatte sich das alles nur eingebildet. Oder es war ein Albtraum gewesen, aus dem er in dem Moment hochgeschreckt war, als der Arm abfiel, und war dann wieder eingeschlafen. Seinen Bruder Kristján konnte er nicht mehr fragen, denn Kristján war tot. Er war an Tuberkulose gestorben. Kristján, diesen lebensfrohen Jungen, hatte man vorzeitig vom Spielfeld geschickt. Das war ein schwerer Schicksalsschlag für die ganze Familie, doch den Vater Ástvaldur Knudsen traf er besonders hart, denn Kristján war für ihn die gesamte Zukunft der Seefahrt und der Fischerei gewesen.

Im Alter war Ástvaldur Knudsen überzeugt davon, dass die Welt von Idioten beherrscht werde, oder jedenfalls Island, aber Ástvaldur war einhundertundsieben Jahre alt und in seinen letzten Lebensjahren nicht mehr ganz bei Verstand. Er war überzeugt, die Idioten hätten alles unter Kontrolle: Sie bestimmten das Fernsehprogramm und die Radiosender, saßen in den Gemeindeverwaltungen, seien Bürgermeister und Minister. Sie hätten, das fand zumindest Ástvaldur Knudsen, auch in *Der Partei* das Sagen und legten es darauf an, unser isländisches Volksschiffchen auf Grund laufen zu lassen. »Wir wählen sie wieder und wieder, und sie haben freie Hand und können sich alles erlauben«, sagte er. »In Island ist überhaupt nichts dabei, ein Idiot zu sein. Und wenn du ein Idiot mit Schulabschluss bist – umso besser. Dann bist du sozusagen ein staatlich geprüfter Idiot.« Und damit hatte Ástvaldur Knudsen vielleicht gar nicht so Unrecht.

Mit den isländischen Königen ist es letztlich genauso: Idioten können Könige werden, und Könige Idioten sein. Was nicht bedeutet, dass alle mit Schulabschluss Idioten wären. Oder Könige. Am schlimmsten sind die Idioten, die nicht wissen, dass sie Idioten sind. Ihrer ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit. Wenn jemand kommt und den Idioten entlarvt, wird dieser ihn verklagen und dabei immer gewinnen,

denn die Idioten im Gerichtssaal sind mit Sicherheit auf seiner Seite. Im Gericht tragen die Idioten feine Talare und grinsen von einem Ohr zum anderen. Sie blasen sich mächtig auf, wenn sie einen Prozess gewinnen, und sind beleidigt, wenn sie einen verlieren.

Lebte Martin Luther, der Urheber unserer protestantischen Kirche, in der heutigen Zeit, wäre ich mir nicht sicher, dass er Pfarrer oder Theologe geworden wäre. Eher hätte er wohl Jura studiert, würde das gesamte gesellschaftliche Regelwerk außer Kraft setzen, neue Gesetze ans Reykjavíker Amtsgericht und den Obersten Gerichtshof nageln und es dann einfach darauf ankommen lassen.

Aber wir haben keinen neuen Martin Luther, noch nicht, und wenn das Wort Idiot hier ziemlich freizügig verwendet wird, seien alle, die sich dabei angesprochen fühlen, um Verzeihung gebeten. Denn sonst könnte es am Ende noch zu einem Rechtsstreit kommen. Dann käme irgend so ein Wichtigter im Talar und rief: »Sie haben meinen Mandanten einen Idioten genannt!«

Das Land lodert vor Rechtsstreitigkeiten wie diesen.

So, als sei das Himmelsgewölbe ein gewaltiger Verhandlungssaal und das Universum ein Gerichtsgebäude.

Nun werde ich etwas genauer von Ástvaldur Knudsen, dem Vater Arnfinnur Knudsens, erzählen, der alle überragte, nicht nur auf Fotos, sondern auch sonst im Leben, denn er war ein legendärer Meisterfischer, Reeder und Kapitän. Als junger Mann hatte er ein Auge verloren, manche sagten, bei einer Schlägerei mit einem Fischer, andere behaupteten, bei einer Prügelei wegen einer Frau, irgendwann gegen Ende der Fangsaison. Ähnlich wie die Seeräuber in Kinofilmen rief er Bewunderung und zugleich Angst und Schrecken hervor, nicht zuletzt bei den Kindern und Jugendlichen.

Ástvaldur Knudsen war schon früh zur See gefahren, jedenfalls lange bevor er konfirmiert wurde. Und etwa ab dem Konfirmationsalter konnte er mit den Älteren durchaus mithalten und war an Bord ein vollwertiges Besatzungsmitglied. Manchmal hatte er eine Eingebung, dann steuerte er das Boot in die entgegengesetzte Richtung und fing oft mehr als alle anderen. Mit sechzehn war er zum ersten Mal in Seenot geraten, eine Seenot, die, so hatte es zumindest Ástvaldur Knudsen erzählt, alle folgenden ziemlich überschaubar aussehen ließ. Damals war er Matrose auf der *Ósk* gewesen, einem Motorboot mit Heimathafen Tangavík. Später erzählte er seinen Söhnen von dieser Seenot: zuerst Kristján Knudsen, von dem er hoffte, er werde einmal seinen Platz auf dem Trawler übernehmen, dann

Sigtryggur Knudsen, der für die See überhaupt nichts übrig hatte und lieber hinter seinem Sparkassenschalter saß, und schließlich Arnfinnur Knudsen, der die See und den Fischfang zwar spannend fand, der aber leider noch manch anderen Plan verfolgte, der ihn noch mehr faszinierte. Ástvaldur schilderte ihnen, wie er auf einem kalten Felsvorsprung an der pechschwarzen Steilwand westlich von Tangavík Schutz gesucht hatte. Die Felswand wurde auch »Trollfelsen« genannt und sie kam in verschiedenen isländischen Volkssagen vor, von denen hier aber nicht die Rede sein soll. Ástvaldur Knudsen war sich sicher gewesen, er werde auf diesem Felsvorsprung erfrieren und verhungern, während seine Kameraden im Meer ertranken. Er hatte sich als Einziger mit einem Sprung auf den Felsen hinüberretten können und hatte zuerst angenommen, die anderen seien ihm gefolgt, aber da wurde ihr Boot schon von der donnernden Strömung davongerissen.

Die Zeit gefror in seinen Adern: Sekunden, Minuten, Ewigkeit.

Auf dem Boot waren der Matrose Júlíus und Baldur der Schiffsführer, wie man die Kapitäne damals nannte. Jón hatte am Ruder gesessen, galt daher als Steuermann, und Hákon war im Maschinenraum – das ergab, Ástvaldur Knudsen mitgerechnet, eine insgesamt fünfköpfige Besatzung.

»Wir müssen in den Windschatten«, hatte Baldur gerufen, bevor Ástvaldur Knudsen auf den Felsen hinübergesprungen war.

In der Nacht zuvor hatten sie bei ziemlich bedrohlichen Wetteraussichten den Hafen verlassen, der Wagemut funkelte in ihren Augen wie Mondlicht auf den Wellen. Die Funken sprühten aus dem Auspuffrohr, das Getöse war ohrenbetäu-

bend. Doch urplötzlich legte sich der Sturm, das Boot kam zur Ruhe und schaukelte leise auf den Wellen. Knapp südlich von Drangshali legten sie die Langleine aus, und im Morgengrauen machten sie sich daran, sie wieder einzuholen. Die Wellen schlugen klatschend gegen das Boot. Vögel segelten durch gräuliche Nebelschleier. Die Wetteraussichten waren von Anfang an schlecht gewesen, doch jetzt war es noch unendlich viel schlimmer geworden. Sie beschlossen umzukehren, doch nach drei Stunden hatten sie sich nicht mal eine Handbreit vom Fleck bewegt und kämpften mit dem von Osten herannahenden Unwetter, es war, als befänden sie sich mitten in der *Tangavík-Symphonie*.

Für eine kurze Zeit beruhigte sich das Wetter noch einmal, doch dann brach plötzlich ein Orkan los. In der Nähe lag ein ausländischer Trawler vor Anker. Dort sah man Lichter. Sie schöpften Hoffnung, dass man sie vom Schiff aus sähe, doch auf einmal gab es einen gewaltigen Schlag, sodass sie erschreckt zusammenfuhren. Das Boot war auf Grund gelaufen. Hákon legte auf volle Kraft zurück in der Hoffnung, dadurch wieder freizukommen, aber die Schraube hatte sich tief in den felsigen Grund gefressen. Gleichzeitig schlugen die Wellen über Deck zusammen, und das Boot saß endgültig fest. Dann sahen sie auf einmal die pechschwarze Felswand vor sich aufragen, und Ástvaldur Knudsen befahl: »Wir springen!«

Die anderen hielten es für unmöglich, das zu schaffen. Ástvaldur Knudsen sah die Hoffnungslosigkeit in ihren Gesichtern – und sprang.

Später fragte man ihn, welche geheimnisvolle Kraft in diese Besatzung gefahren sei, denn nur Sekunden später donnerte ein weiterer Brecher mit seinen Wassermassen über das Boot,

es wurde gegen den Felsen geschleudert und blieb an genau derselben Stelle stecken wie zuvor. Ástvaldur hangelte sich vorsichtig hinunter auf den Felsvorsprung. So konnten sich seine Kameraden beim Sprung an ihm festhalten, während die *Ósk von Tangavík* von der See fortgespült wurde und an der nächsten Schäre in tausend Stücke zerschellte. Sie wären allesamt ertrunken, hätten sie diesen Sprung auf den Felsabsatz nicht gewagt, und keiner von ihnen wäre gesprungen, hätte Ástvaldur es nicht vorgemacht.

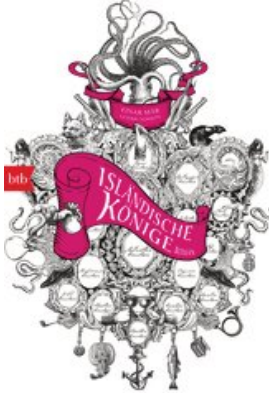
In der Nacht tasteten sie sich ein kleines Stückchen den Felsen hinauf und fanden Unterschlupf in einer kleinen Höhle. Der Ozean schäumte bis dort hinauf, aber als die Ebbe einsetzte, wurde es ruhiger. Als der Morgen dämmerte, blickten sie die steile Felswand hinauf. Der ausländische Trawler lichtete den Anker, nahm Kurs aufs offene Meer und verschwand, ohne dass jemand an Bord die hilflosen Männer draußen an der Felswand entdeckt hatte. Es gab niemanden, der wusste, dass sie hier waren.

Der Trollfelsen war ganz und gar mit Eis und Schnee überzogen. Ganz oben thronte eine Schneewehe.

»Ich nehme an, da ist es überall spiegelglatt«, sagte Baldur, der Kommandant, doch Ástvaldur ging davon aus, dass der Schnee lose und es einen Versuch wert sei, die Felswand hinaufzuklettern.

Ástvaldur lieh sich von Steuermann Jón einen Arbeitsfäustling aus. Er schlug mit den Armen um sich, um warm zu werden, schaute ein letztes Mal nach oben und beschloss, es zu versuchen. Die Felswand war durch das Eis feucht und glitschig, und es war mühsam, an Vorsprüngen und Felsnasen Halt zu finden. Mit seinem Handschuh schaufelte Ástvaldur

EINAR MÁR GUDMUNDSSON

Einar Már Guðmundsson**Isländische Könige**

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 352 Seiten, 13,5 x 21,5 cm
ISBN: 978-3-442-75702-2

btb

Erscheinungstermin: Oktober 2016

Ein Knudsen fällt immer auf die Füße ...

In seinem neuen Roman greift Einar Már Guðmundsson geradezu genießerisch in die Vollen und formt aus zahllosen kuriosen Episoden rund um die schillernden Mitglieder der Knudsen-Dynastie, die seit zwei Jahrhunderten quer durch alle Berufe und Gesellschaftsschichten dem Fischerdorf Tangavík ihren Stempel aufdrückt, eine erfrischend humoristische Abrechnung mit der Vetternwirtschaft in der isländischen Gesellschaft: Ein Knudsen fällt immer auf die Füße. Alle sind sie Könige, alle sind sie in »der Partei«, und außer dem Parteibuch braucht ein Knudsen bei entsprechenden Fähigkeiten auch nicht unbedingt Zertifikate, um im Leben weiterzukommen. Tangavík steht dabei exemplarisch erst für die verruchten Hafenorte des 19. Jahrhunderts, die die unschuldige Bauernjugend mit Alkohol und Frauen ins Verderben stürzten, dann für die blühenden Fischereistandorte des 20. Jahrhunderts, und schließlich für die von smarten Bürgermeistern in die Pleite spekulierten Gemeinden des 21. Jahrhunderts.



Der Titel im Katalog